

Postwachstumsökonomie

Lebensqualität durch Selbstbegrenzung

Niko Paech

Bisher sind sämtliche Anläufe einer ökologischen Modernisierung grandios gescheitert, sofern sie ein »grünes« Wachstum und somit die Vermeidung von Anspruchsmäßigungen versprochen. Der Versuch, die auf einer zunehmenden Entgrenzung materieller Freiheit beruhenden Konsumkulturen durch technische Vorkehrungen von ökologischen Schäden abzukoppeln – beispielsweise durch Windstrom, Elektromobilität oder Passivhäuser –, hat zuweilen sogar das Gegenteil bewirkt. Vor dem Trümmerhaufen dieser geplatzten Fortschrittsverheißungen formieren sich innerhalb der Nachhaltigkeitsforschung wachstumsskeptische Positionen. Sie firmieren unter Bezeichnungen wie »Degrowth« (D'Alisa et al., 2016), »Steady State« (Daly, 1977), »Décroissance« (Latouche, 2006), »Decrescita« (Pallante, 2005) oder »Postwachstumsökonomie« (Paech, 2012). Der vorliegende Beitrag behandelt die Postwachstumsökonomie und insbesondere das darin enthaltene Konzept der Suffizienz als Form der kreativen Selbstbegrenzung.

Zeitökonomische Grenzen

Der expansive Charakter moderner Freiheitsauslegungen wird der sich wandelnden Realität nicht mehr gerecht. Frühe Phasen der Moderne waren nicht nur von materieller Knappheit, sondern einer noch nicht ausgeschöpften menschlichen Aufnahmekapazität für zusätzliche Optionen konsumtiver Selbststeigerung geprägt. Dieses Zweigestirn aus Haben-Wollen und mental Verarbeiten-Können war der Motor einer Ausdehnungsbewegung, die mit Freiheitsgewinnen gleichgesetzt werden konnte. Inzwischen zeichnet sich ein Stadium der kaum mehr zu bewältigenden Überladung ab. Alle Dimensionen menschlicher Existenz scheinen bis in die letzten Nischen

des Alltags okkupert und vollgepfropft – die Ökosphäre, die Landschaft, die Städte, die Häuser, die Terminkalender, die Freizeit, die Mobilität, die Bildung, die Vorsorge, das Portfolio beruflicher Entfaltung, die digitalen Kommunikationskanäle inklusive sozialer Netze. Alles ist verbunden, an jedem Ort verfügbar und zu jeder Zeit günstig erhältlich. Das moderne Leben ist so komfortabel – und zugleich so schwer. Es sind zwei sich gegenseitig verstärkende Mechanismen, die das Glücksversprechen von unbeschränkter Möglichkeitsvermehrung konterkarieren: Erstens macht sich Erschöpfung breit, weil moderne Konsument*innen sich dazu angehalten fühlen, alle möglichen Ereignisse und Optionen auszuschöpfen. Das Leben wird zu dicht, zu voll, zu groß für die Einzelnen. Diese »Dichte« trifft zweitens auf grassierende »Inhaltsleere«, weil einzelne Optionen nur noch flüchtig getriggert, aber nicht mehr zu Ende gebracht werden können. Überfluss und Vielfalt führen zu einem Zustand der unerträglichen »Leichtigkeit – zutreffender: Seichtigkeit – des Seins«. Damit Konsumaktivitäten überhaupt nutzenstiftend sind, muss ihnen ein Minimum an Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der Tag hat aber nach wie vor nur 24 Stunden. Es ist also unmöglich, das komplette Angebot an Optionen zu bewältigen. Viele Menschen erleben daher eine Verknappung der Ressource Zeit, die einer zunehmenden Verwendungskonkurrenz unterliegt, wenn sie sich auf eine immer größere Anzahl von Konsumobjekten verteilt (Paech, 2010).

Wenn immer mehr Handlungsoptionen, Informationsverarbeitungen und Entscheidungsbedarfe auf ein nicht vermehrbares Potenzial an Aufmerksamkeit treffen, nimmt zwar der Konsumwohlstand rechnerisch zu, aber seine positive Wirkung kann sich umkehren. An die Stelle lustvoller Ausschöpfung tritt das Prinzip der buchstäblich oberflächlichen Aneignung: das Scannen und Surfen auf einem Ozean der Möglichkeiten. Für einen Tauchgang fehlen die Zeit und die Aufmerksamkeit. Kontemplation oder Verweilen? Fehlanzeige! Der Drang, möglichst viel mitzunehmen, verlangt eine entsprechend hohe Geschwindigkeit, mit der sofort zum nächsten Ereignis davongeeilt wird. Folglich gerät die Balance von horizontaler Vorwärtsbewegung und vertikaler Vertiefung aus den Fugen. Wenn Konsum zum flüchtigen Überkonsum degeneriert, verfehlt er seinen Zweck.

Suffizienz als zeitökonomische Rationalität

Die im Folgenden skizzierte zeitökonomische Theorie der Suffizienz gründet auf einem simplen Sachverhalt: Damit Konsumaktivitäten überhaupt Nutzen stiften können, muss ihnen ein Minimum an Zeit gewidmet werden. Die Überladung mit Produkten, Services und Events erreicht eine kritische Grenze, wenn die verfügbare Zeit pro Aktivität unter ein bestimmtes Minimum fällt. Daraus ergibt sich eine Schlussfolgerung: Zeitknappheit steht einer hohen Lebensqualität entgegen. Somit bildet die Aufteilung des individuell verfügbaren Zeitbudgets ein unvermeidbares Entscheidungsproblem. Relevant ist dabei die individuelle Zeitrestriktion, da für konsumtive Zwecke nur der Anteil von Zeit übrigbleibt, der nicht von (1) Einkommenserwerb, (2) Einbezogensein in die Produktion oder Nutzung marktfreier Güter und (3) Intimsphäre (Schlafen, Essen, Körperpflege etc.) aufgezehrt wird. Weiterhin lässt sich das knappe Zeitbudget in fixe und variable Konsumzeit unterteilen (Paech, 2010): Die »fixe Konsumzeit« entspricht jenem Zeiteintrag, der für die Informationsbeschaffung (zwecks Auswahl und Vergleich verschiedener Angebote), die Kaufentscheidung und Abwicklung des Kaufs oder gegebenenfalls für die Installation und Einarbeitung in die Bedienung notwendig ist. Demgegenüber erstreckt sich der »variable Zeiteintrag« auf die eigentliche Verwendung oder den Gebrauch, also jene Phase, die überhaupt erst einen Nutzensteigerung generiert. Mit anderen Worten: Die Wirkung des Konsums tritt nicht von selbst ein, sondern bedarf stets einer Vorbereitung, die nie ohne Zeiteintrag zu haben ist, aber noch nicht zur Steigerung des Nutzens selbst führt.

Zunehmender Variantenreichtum, verbunden mit räumlich und zeitlich entgrenzten Beschaffungsmöglichkeiten steigern den Bedarf an fixer Konsumzeit. Auch diverse Kommunikationskanäle verbrauchen Zeit, weil sie das konsumierende Subjekt ständig mit neuen Informationen über käufliche Selbstentfaltungsmöglichkeiten konfrontieren. Wenn alle Zeitressourcen belegt sind, muss die fixe Zeit für eine weitere Konsumaktivität von der variablen Zeit einer anderen Konsumaktivität abgezogen werden, die damit entwertet wird. Dadurch kann das Nutzenniveau insgesamt sinken.

Um ein möglichst hohes Niveau an Wohlbefinden zu erreichen, ist die Konzentration auf ein begrenztes Spektrum von Konsumaktivitäten erforderlich. Es müsste also darum gehen, einfachere Versorgungsmuster zu etablieren, damit für jede Konsumhandlung genug nutzenstiftende Zeit verfügbar ist. Wer sich des ausufernden Konsum- und Mobilitätsballastes entledigt, ver-

zichtet also nicht auf Lebensqualität, sondern optimiert letztlich den zeitabhängigen Nutzen. Dies führt im Übrigen zu mehr Unabhängigkeit vom volatilen Marktgeschehen, von Ressourcen, Geld und Erwerbsarbeit. Suffizienz bedeutet daher auch Angstfreiheit, denn wer weniger benötigt, ist auch weniger verletzlich (Folkers & Paech, 2020).

Konturen einer Postwachstumsökonomie

Nur durch den Rückbau des Industriemodells zu einer Postwachstumsökonomie können sozial stabile und global faire Versorgungsstrukturen entstehen, die innerhalb ökologischer Belastungsgrenzen auf andere Kontinente übertragbar sind. Demnach müsste jede/r Erdbewohner*in seine/ihre Bedürfnisse im Rahmen eines individuellen CO₂-Kontingentes von ungefähr einer Tonne befriedigen können, sonst ist das 1,5-Grad-Klimaschutzziel bei 7,7 Milliarden Menschen nicht zu erreichen. Eingedenk des Versagens aller technologischen und auf »grünem« Wachstum basierenden Entwicklungsszenarien verbleibt als Option lediglich ein – gemessen an den derzeitigen europäischen Verhältnissen – drastisch verkleinertes Industriesystem, erweitert um eine Regional- und eine Subsistenzökonomie. Wenn nach einem Rückbau der kommerziellen Ökonomie (auf die Hälfte der momentanen Größe) für jede erwachsene Person eine 20-Stunden-Beschäftigung verfügbar wäre, ließe sich damit immer noch eine sparsame Konsumausstattung finanzieren. Und die nun freigestellten 20 Stunden könnten Spielräume für handwerkliche Ergänzungsleistungen und kooperative Formen der Selbstversorgung eröffnen:

- Nutzungsintensivierung durch Gemeinschaftsnutzung: Wer Gebrauchsgegenstände mit anderen Personen teilt, trägt dazu bei, industrielle Herstellung durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Eine doppelte Nutzung bedeutet halbierten Bedarf. Verschenkmärkte, Tauschbörsen, -ringe und -partys sind weitere Elemente.
- Nutzungsdauerverlängerung: Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht – zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um frühen Verschleiß zu vermeiden –, substituiert materielle Produktion durch eigene produktive Leistungen, ohne auf Konsumfunktionen zu verzichten. Wo es gelingt, die Nutzungsdauer durch Instandhaltung, Reparatur, Umbau oder Ähnliches durchschnittlich zu verdoppeln, könnte die Produkti-

on neuer Objekte entsprechend halbiert werden. Offene Werkstätten, Repaircafés und Netzwerke dienen dann dem nötigen Leistungs- und Erfahrungsaustausch (z.B. <https://www.ifixit.com>) und würden dazu beitragen, ein modernes Leben mit weniger Geld und Produktion zu ermöglichen.

- Eigenproduktion: Im Nahrungsmittelbereich erweisen sich Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft als Möglichkeit einer partiellen De-Industrialisierung. Künstlerische und handwerkliche Betätigungen reichen von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände (z.B. zwei kaputte Computer ausschachten, um daraus ein funktionsfähiges Gerät zu bauen) über selbstgefertigte Holz- oder Metallobjekte bis zur semi-professionellen Marke Eigenbau.

Moderne Subsistenz bedeutet Autonomie. Menschen machen sich durch subkulturelle Taktiken unabhängig(er) von Geld- und Industrierversorgung. Das Rezept ist denkbar einfach: Industriegüter werden durch eigene Produktion ersetzt oder durch selbsttätige und kooperative Subsistenzleistungen »gestreckt«, um das Potenzial der Bedürfnisbefriedigung einer bestimmten Produktionsmenge zu vervielfachen. Dazu sind drei Ressourcen nötig: 1) handwerkliches Improvisationsgeschick, künstlerische und substanzielle Kompetenzen, 2) eigene Zeitressourcen, denn manuelle Verrichtungen, die energie- und kapitalintensive Industrieproduktion ersetzen, sind entsprechend arbeitsintensiv, und 3) soziale Netze, damit sich verschiedene Neigungen und Talente synergetisch ergänzen können.

Als Ergänzung zu einer zurückgebauten Industrie und den beschriebenen Subsistenzpraktiken kommt der Regionalökonomie die Rolle zu, durch professionelle Arbeit – jedoch weitaus weniger technisiert, spezialisiert und globalisiert – jene verbleibenden Versorgungsbereiche auszufüllen, die einerseits aus ökologischen Gründen nicht in der Industrie verbleiben sollen, andererseits den Subsistenzbereich überfordern würden. Eine derart multiple Versorgung steigert die Krisenresistenz und mindert den Wachstumsdruck, weil monetäres durch soziales Kapital ersetzt wird.

Ein konkreter Umsetzungsschritt: Ressourcenzentren

Der deutlich reduzierte Industrieoutput einer Postwachstumsökonomie würde dazu dienen, einen durchschnittlich nicht wachsenden Bestand an mate-

riellen Objekten zu erhalten. Die produzierte Menge dient dann nur noch dem durchschnittlichen Bestandserhalt. Es würde also nur nachproduziert, was nach Ausschöpfung aller nutzungsdauerverlängernden Maßnahmen ersetzt werden muss. Dies führt nicht zum befürchteten Entwicklungs- oder Innovationsstopp. Schließlich könnte auch die verringerte Produktionsmenge mit zwischenzeitlich verbesserten Designs hergestellt werden. Der Gütervorrat der Gesellschaft wird somit behutsam optimiert oder »veredelt«. Dieses Programm der Wachstumsvermeidung umfasst diverse sich ergänzende Maßnahmen, von denen im Folgenden nur eine skizziert werden soll, weil sie vergleichsweise voraussetzungslos ist: das Ressourcenzentrum.

Ein kommunales Ressourcenzentrum ist ein offenes Reallabor für postwachstumstaugliche Versorgungspraktiken und Lebensführungen. Umgesetzt werden könnte ein solches Zentrum in einer brachgefallenen Immobilie. Dort könnten Arbeitsstationen für Handwerker*innen eingerichtet werden, deren professionelle Reparaturdienste das Angebot von selbsttätigen Einzelpersonen oder Repaircafés ergänzen. Der ansässige Abfallwirtschaftsbetrieb könnte defekte, aber noch reparatur- oder aufarbeitungsfähige Güter an speziellen Abgabestellen sammeln und sie dem Ressourcenzentrum zur Verfügung stellen. Nachdem die Güter aufgearbeitet sind, können sie anschließend vermarktet oder auf einem integrierten Verschenkenmarkt weitergegeben werden.

Das Ressourcenzentrum könnte außerdem ein zentrales Ersatzteildepot beherbergen, in dem alle noch funktionsfähigen Teile oder demontierten Objekte eingelagert werden können. Mittels einer solchen »Bibliothek der Dinge« gelänge es, auch ältere und komplexere Gegenstände zu erhalten. So könnten in einem Produktionslabor mit 3-D-Fräsen, 3-D-Druckern und anderem Equipment eigenständig designte, langlebige und reparable Produkte in Einzelfertigung hergestellt werden. Dabei könnten die späteren Nutzer*innen in den Entstehungsprozess eingebunden werden, sodass sie eine Beziehung zu den individualisierten Objekten aufbauen und motiviert sind, sich für deren Erhalt einzusetzen. Die Reparaturdienstleistungen könnten nicht nur zu marktüblichen Preisen angeboten, sondern auch im Auftrag lokaler Einzelhändler*innen ausgeführt werden, die sich über eine jährliche Umlagefinanzierung – analog zum Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft – beteiligen. So würden lokale Geschäfte eine höhere Kundenbindung erzielen, indem sie einen Service offerieren, den sie mangels entsprechender Kompetenzen und Ressourcen selbst nicht anbieten können. Verbraucher*innen könnten zudem Reparaturgutscheine oder -coupons erwerben

oder Abonnements abschließen, beispielsweise für Reparaturleistungen oder die Teilnahme an Weiterbildungs- oder Reparaturkursen.

Zudem böte sich das Zentrum als Verleihstation für Werkzeuge, Lastenfahräder, Gartengeräte und andere Gebrauchsgegenstände an. Es könnte als Verteiler für Foodsharing-Initiativen und die Solidarische Landwirtschaft fungieren. Einzurichten wäre auch ein gastronomischer Bereich. Die Arbeitsstationen und Werkstätten könnten so angeordnet sein, dass die beanspruchte Fläche ebenfalls für Konzerte, Theateraufführungen, Vorträge, Informationsveranstaltungen, Schulunterricht, Partys und andere Events nutzbar wird.

Anzustreben wäre eine offene Atmosphäre, die auch Personen ohne konkreten Reparaturbedarf oder sonstigen Nachhaltigkeitsbezug zum Verweilen, Lernen oder Besuch von Veranstaltungen veranlasst. Vor allem sollte ein Ressourcenzentrum aber als Lernort fungieren. Kinder und Erwachsene könnten hier in Kursen, Reparaturworkshops oder Weiterbildungsmodulen mit Selbstversorgungskompetenzen ausgestattet werden.

Ausblick

Die Wiedererlangung ökologischer Überlebensfähigkeit ist kein Unterfangen des zusätzlichen Bewirkens, sondern der kreativen Unterlassung und Reduktion. Genau deshalb ist die Transformation menschlicher Zivilisationen voraussetzungslos: Sie kostet nichts, bedarf keiner Gesetze, keiner komplexen Planungen, keines akademischen Expertenwissens und keiner Akzeptanz durch politische Mehrheiten. Stattdessen ist sie dezentral und lässt sich kleinschrittig beginnen.

Literatur

- D'Alisa, G., Demaria, F., Kallis, G. (2016). *Das Degrowth-Handbuch*, München: oekom.
- Daly, H. E. (1977). *Steady-State Economics*, Washington: Island Press.
- Folkers, M., Paech, N. (2020). *All You Need Is Less. Eine Kultur des Genug aus ökonomischer und buddhistischer Sicht*, München: oekom.
- Latouche, S. (2006). *Le pari de la décroissance*, Paris: FAYARD.

- Paech, N. (2010). Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz. *Zeitschrift für Sozialökonomie*, 47(166-167), 33-40.
- Paech, N. (2012). *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. München: oekom.
- Pallante, M. (2005). *La decrescita felice. La qualità della vita non dipende dal PIL*, Rom: Editori riuniti.